

Zweieinhalb Jahrhunderte Denkmalpflege am Dom zu Speyer

Als Grabstätte römischer Kaiser und deutscher Könige mit dem alten heiligen römischen Imperium eng verbunden und als gemeinsame Stiftung der salischen Dynastie tief im Gedächtnis früherer Generationen verankert, ist der Dom zu Speyer wohl sehr frühzeitig, das heißt sicher schon im ausgehenden Mittelalter, zum «Denkmal» geworden. Es mag dabei außer Betracht bleiben, ob dies bereits durch die Stifter, insbesondere Heinrich IV., von Anfang an beabsichtigt war. Unbeabsichtigt wurde er durch seine wechselhafte Geschichte ein hervorragendes Beispiel denkmalpflegerischen Handelns.

Der Speyerer Dom erhielt seine für lange Zeit gültige Gestalt in den beiden großen Bauunternehmungen von 1027–1061 und 1080–1106 (1125), letztere mit Einwölbung, Erneuerung der Ostteile, Ausbau der Türme und der berühmten Bauzier. Von relativ geringfügigen Veränderungen seiner baulichen Substanz abgesehen, stand er so bis 1689, das heißt für mehr als fünfeinhalb Jahrhunderte. Die Türme erhielten Giebel und steinerne Helme, auf der Nordseite wurden gotische Kapellen angebaut, ebenso im Südosten die Sakristei.

Die Kapellenanbauten der Nordseite, im 14. und 15. Jahrhundert errichtet, und die Erneuerung des Kreuzganges zwischen 1437 und 1444 folgten, wie anderen Ortes auch, den gotischen bzw. spätgotischen Formen. Bei der turmartigen, dem Typus des Schatzhauses entsprechenden Sakristei erhielten Sockel- und Obergeschoß romanische Fenster. Auch am 1450 durch den Brand beschädigten westlichen Mittel- bzw. Glockenturm blieb die Gesamterscheinung unverändert bzw. wurde wiederhergestellt. Nur die Schallarkaden zeigen Kielbögen. Die Dominanz des romanischen Baus führte also gelegentlich zu Maßnahmen, die wir leicht als «historisierend» oder «denkmalpflegerisch» kennzeichnen mögen, die in Wirklichkeit ganz unreflektiert und selbstverständlich dem Gebot der Einheitlichkeit und Anpassung folgten.

Das einschneidendste Ereignis in der Geschichte des Domes war die Zerstörung von 1689 durch die Franzosen als Folge des orleansischen oder pfälzischen Erbfolgekrieges. In Speyer stürzten durch Sprengung dreieinhalb Joche ein, das heißt ca. knapp zwei Drittel des Langhauses. Außerdem brannten die Dächer ab und die gesamte mittelalterliche Ausstattung ging verloren.

Erst zehn Jahre nach der Zerstörung konnte das Domkapitel zurückkehren. In äußerster Not beschränkte man sich auf die Sicherung und Reparatur der erhaltenen Reste. Eine provisorische Trennwand schloß die Ostteile ab. Die Dächer wurden wegen der Schieferdeckung anstelle des Bleis steiler, die Giebel über den drei östlichen Kreuzarmen wurden durch Walme ersetzt. Die einzige neue Architekturform bildeten die Schweifhauben auf den achteckigen Mitteltürmen. Es sei hervorgehoben, daß man damals den isoliert stehenden und völlig außer Funktion geratenen Westbau unter Dach brachte und offenbar erhalten wollte. Die Gewölbe der Krypta erneuerte man formgetreu.

Von 1751–1759 ist ein wichtiger Abschnitt im Ringen um die Erhaltung des Domes zu verzeichnen. Als erste Maßnahme wurde der Westbau wegen Bauauffälligkeit bis auf sein Untergeschoß abgebrochen. 1756/59 erfolgte die Sicherung der Ostteile, vor allem durch die Verstärkung der Vierungspfeiler und -bögen.

Erst 1772 – 83 Jahre nach der Zerstörung – konnte der energische Bischof August von Limburg-Stirum das Unternehmen endlich in Gang setzen. Der Auftrag wurde an Franz Ignaz Michael Neumann, den Sohn des großen Balthasar Neumann, vergeben. Das Langhaus wurde in voller Ausdehnung als Kopie des mittelalterlichen Vorbildes errichtet, die nur dem Fachmann als solche erkennbar ist. Vom alten Westbau verwendete man das Untergeschoß mit seiner 6 m starken Mauer zum Langhaus. Der darüber geplante Aufbau konnte aus finanziellen Gründen nicht ausgeführt werden. Lange vor dem Historismus war damit die Kopie des mittelalterlichen Baus entstanden, die einem höchst unmodernen, 650 Jahre alten Vorbild folgte.

Im Gefolge der französischen Revolution wird der Dom 1793/94 abermals geplündert, verwüstet und schließlich profaniert. Mit knapper Not entgeht er dem Abbruch. Mit der Neuerrichtung eines Bistums werden die Schäden behoben. Für den Dom fallen die wichtigsten Entscheidungen jetzt in München. Entgegen einem Gutachten Leo von Klenzes werden der Kreuzgang und die sonstigen Reste der Domumbauung abgebrochen. Stattdessen wird der Domgarten im englischen Stil angelegt. Der Dom steht nun denkmalhaft und frei nach allen Seiten, als Zeuge ferner Vergangenheit am Rande eines Parks, so wie die Romantik Baudenkmäler erleben wollte. Den krönenden Abschluß der Ausstattung im Inneren bedeutete die Ausmalung um 1846/53 im Auftrag des bayerischen Königs Ludwig I.

Auch der Zustand des Äußeren wurde alsbald als unbefriedigend empfunden. Durch die Neumann'sche Notlösung war die zweipolige Anlage aus dem Gleichgewicht geraten; es entstand der Wunsch, den Westbau durch eine «stilgerechte» Lösung zu ersetzen. 1854/58 führte ihn der Karlsruher Baudirektor Heinrich Hübsch aus. In der Grundposition hielt er sich an das mittelalterliche Vorbild, das er aber, wie er ausführlich begründete, verbesserte und ihm damit die notwendige Angemessenheit verlieh. Das romanische Untergeschoß blieb erhalten, wurde aber innen wie außen vollständig verkleidet und ummantelt.

Hatte das 19. Jahrhundert versucht, die amputierte Gestalt des Domes wieder zu vervollständigen und mit neuem Glanz auszustatten, so richtete sich das Interesse des 20. Jahrhundert zunächst auf die statische Sicherung. Sie wurde 1931 in den gesamten Ostteilen und dem noch jungen Westbau durchgeführt. Überall, wo es ohne Gefahr möglich schien, wurden die barocken Vermauerungen entfernt. Man beschränkt den Weg, störende technische Veränderungen späterer Zeit zu beseitigen, um möglichst viel und unverändert von dem hoch geschätzten Original zeigen zu können.

Angesichts der bevorstehenden 900-Jahr-Feier der ersten Domweihe 1961 erschien 1957 die Restaurierung des unansehnlich gewordenen Innenraums geboten. Die damals führenden Persönlichkeiten von Staat und Kirche gehörten einer Generation an, die in Aversionen gegen die Kunst des 19. Jahrhunderts erzogen worden war. Bischof, Domkapitel und Kultusminister trieben den Gedanken voran und fällten die Entscheidung, die ganz selbstverständlich gegen das 19. Jahrhundert ausfiel.

Es war abzuwägen, ob sich das Werk Schraudolphs auf eine Stufe stellen ließe mit dem bedeutendsten romanischen Bau Deutschlands. Alle Verantwortlichen, insbesondere der leitende Architekt, hatten die wohl etwas naive Hoffnung, den romanischen Bau unter dem Putz hervorholen zu können. Daß dies immer nur ein Rohbau sein würde, focht sie in der Ästhetik der Zeit wenig an.

Die Maßnahmen waren zunächst nur auf den Innenraum ausgerichtet, griffen aber alsbald auf den Außenbau über. Das Jubiläum der Weihe 1961 bedeutete bald nicht mehr Ende, sondern Einschnitt. Es folgten Rekonstruktionen der Dächer und der drei Ostgiebel, die Tieferlegung des Fußbodens um mehr als einen halben Meter, die Teilrekonstruktion des Vierungsturmes. Fast alle baulichen Maßnahmen waren auf die formale Wiederherstellung des romanischen Baus ausgerichtet und knüpften darin letztlich an das Werk des 18. Jahrhunderts an.

Von der baulichen Struktur her ist der Dom seiner Erscheinung am Ende der Romanik wieder so nahe wie niemals vorher seit der Zerstörung von 1689. Das ist ein ganz außerordentlicher Gewinn. Die Fachleute wissen, daß dies ein Rohbauzustand ist. Im Erlebniswert und in der Atmosphäre des Historischen verfehlt diese Erscheinung dennoch nicht ihre Wirkung auf Millionen von Betrachtern.

Wir müssen heute die Restaurierung von 1957 als ein historisches Ereignis begreifen, das nur aus seinen geistesgeschichtlichen Voraussetzungen verständlich ist. Andererseits wird in ihm so etwas wie eine eigentümliche, nur für Speyer spezifische Kontinuität der Pflege eines großen Denkmals sichtbar, wo seit 1689 äußere Einwirkungen die Geschichte des Baus immer wieder beseitigt haben und Rekonstruktion frühzeitig zum Programm wurde.

Dethard von Winterfeld

Der hier abgedruckte Text ist die von Hans Caspary redigierte Kurzfassung eines Beitrags für Jahrgang 44 Heft 2 (1986) der Zeitschrift «Deutsche Kunst und Denkmalpflege», der seinerseits auf ein Referat zurückgeht, das der Verfasser im Juni 1986 anlässlich der Jahresversammlung der deutschen Denkmalpfleger in Speyer hielt.

Die gesamte Literatur bei: Hans Erich Kubach und Walter Haas, Der Dom zu Speyer (= Die Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz, Bd. 5), 3 Bde., München 1972. – Unter der nach 1972 erschienenen Literatur hervorzuheben: Walter Haas, Der Dom zu Speyer, Königstein i. T. (Langewiesche-Bücherei) 1984. – Jochen Zink, Ludwig I. und der Dom zu Speyer, München 1986. – Vincent Mayr, Franz Ignaz Michael von Neumann und die Domkuppeln von Mainz und Speyer, in: Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst in München e. V., Bd. XVII, München 1988, S. 69–86.



Abb. 17. Dom zu Speyer, Ansicht von Nordwesten vor 1755. Durch den Einsturz der Gewölbe von dreieinhalb Langhausjochen sind Westbau und Ostteile voneinander getrennt. Die erhalten gebliebenen Bauteile haben neue, schiefergedeckte Dächer.



Abb. 18. Dom zu Speyer, Ansicht von Südosten nach 1755. Die Ostteile sind durch Strebepfeiler gesichert, der Westbau (links im Bild) bis zu einer Höhe von wenigen Metern über dem Erdgeschoß abgetragen.

Abb. 19. Dom zu Speyer, Gesamtansicht von Nordwesten (1967).

